

Gespräch Nr.

1

Wojciech Jagielski
Wypalanie traw
[Brennendes Gras]
Moderation: Joanna Czudec
Freitag, 22. Februar 2013, 19:00 Uhr
buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Nichts in dem zerschlagenen Gesicht erinnert noch an den furchterregenden Eugène Terre'Blanche. Die beiden Mörder, schwarze Farmarbeiter, versuchen nicht zu fliehen. Sie rufen selbst die Polizei. Schließlich haben sie nur Gerechtigkeit walten lassen.

Das Ende des wahnwitzigen Systems der Rassentrennung. Die Weißen haben die Herrschaft in Südafrika an die schwarze Mehrheit übergeben – außer in der Heimatstadt Terre'Blanches. Den selbsternannten "Burengeneral" betreffen die von den Verrätern unterzeichneten Regierungsabkommen nicht. In Ventersdorp soll alles bleiben wie von Gott gewollt: die Buren für sich, die Schwarzen für sich, die britischen Nachkommen für sich.

Wojciech Jagielskis scharfe Beobachtungsgabe und sein meisterhaftes schriftstellerisches Können verwandeln das Hier und Jetzt einer südafrikanischen Kleinstadt in eine universale Erzäh-

lung über die Enttäuschungen, die jede große gesellschaftliche Revolution mit sich bringt.

Ein detailliertes Portrait der Apartheid und ihrer Folgen, das seinesgleichen sucht.

Der Autor:

Woiciech Jagielski, geboren 1960, ist Journalist und Reportagenschreiber und lebt in Warschau. In den 1980er Jahren begann er als Journalist für die Polnische Presseagentur PAP; seit 1991 arbeitet er für die "Gazeta Wyborcza". Seine Spezialgebiete sind Afrika, Zentralasien und der Kaukasus. Bislang veröffentlichte er vier Bücher: Dobre miejsce do umierania (Ein guter Platz zum Sterben; 1994), Modlitwa o deszcz (Regengebet; 2002, nominiert für den Literaturpreis Nike und den Józef- Tischner-Preis), Wieże z kamienia (Steinerne Türme; 2004) sowie Wanderer der Nacht (PL 2009; D 2010; nominiert für den Literaturpreis Nike). Jagielski wurde u.a. mit den folgenden Preisen ausgezeichnet: dem Preis der Polnischen Journalistenvereinigung (1995, der sog. "polnische Pulitzer"), dem Dariusz-Fikus-Preis (2002) und dem goldenen Abzeichen der polnischen Presseagentur (2005). Er wird zwar gern und häufig mit Ryszard Kapuściński verglichen, ging jedoch von Anfang an seinen eigenen schriftstellerischen Weg.

Quelle: www.znak.com.pl

Wojciech Jagielski

Wypalanie traw

[Brennendes Gras]

Znak-Verlag, Krakau 2012 www.znak.com.pl

Textauszüge Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

Prolog

Ich hatte einmal eine Freundin in Ventersdorp, einer burischen Kleinstadt in der Steppe von Transvaal. Sie war Journalistin bei der dortigen Zeitung. Als ich sie anrief, um ihr zu sagen, dass ich über die Stadt und Eugène Terre'Blanche schreiben wollte, den Mann, der dort herrschte, legte sie den Hörer auf und hob nie wieder ab, wenn ich anrief.

Bereits den ganzen Nachmittag hatte Martha Terre'Blanche versucht, ihren Mann am Telefon zu erreichen.

Eugène führte schon immer sein eigenes Leben, zu dem sie keinen Zugang hatte. Er konnte für ganze Tage verschwinden oder sich in seine Gedankenwelt zurückziehen. Sie wohnten sogar getrennt: Er auf der Farm, sie in der Stadt. An Einsamkeit und Schweigen hatte sie sich gewöhnt. Die Unruhe, die die Abwesenheit ihres Mannes gerade an diesem Tag in ihr weckte, überraschte sie selbst. Sie wuchs mit jedem vergeblichen Anruf, schnürte ihr den Hals zu, lähmte.

Durch das Fenster hatte sie einige Schwarze beim Zaun warten gesehen, darunter auch Chris, den Eugène ein halbes Jahr zuvor zum Rinderhüten auf der Farm und für Gartenarbeiten beim Haus in der Stadt angestellt hatte. Er hatte mit einem Jungen, den sie auch schon auf der Farm gesehen hatte, vor dem Tor gestanden. Später war Eugène in einem weißen Lieferwagen vorgefahren. Er hatte die Schwarzen angewiesen, sich auf die Ladefläche hinter dem Fahrerhäuschen zu setzen, und sich dann zurück auf den Weg zur Farm nach Ratzegaai gemacht, etwa fünfzehn Kilometer hinter der Stadt. Von da an war er nicht mehr ans Telefon gegangen.

Ernsthaft besorgt beschloss sie gegen Abend, die van Zyls anzurufen, deren Landbesitz der Farm der Terre'Blanches gegenüberlag, nur durch einen Weg getrennt. Am Telefon meldete sich Dora, Eugènes Schwester, die er sehr liebte.

"Nein, ich habe ihn heute noch nicht gesehen", sagte sie. "Aber am Abend wollte er bei uns vorbeikommen."

An diesem Samstagabend vor dem Ostersonntag, dem Fest der Auferstehung und Erlösung, wollten sie den Geburtstag ihres ältesten Sohnes feiern.

"Er ist sicher ausgeritten und hat das Telefon zu Hause gelassen", sagte Dora. "Ich sage Dan, dass er nachsehen soll, was drüben los ist."

Auf der Veranda warf Dan van Zyl einen Blick auf die Uhr. Es war fast fünf. Die Schatten im Tal wurden länger und dichter. Dan van Zyl setzte sich, um dem Schauspiel zuzusehen.

Normalerweise verbrachte er seine Abende nicht auf diese Weise, für solche Dinge hatte er keine Zeit. Aber an diesem Tag setzte er sich auf die Veranda seines Hauses und schaute zu, ganz so, als spüre er, dass er dies sollte.

Von seinem Haus auf dem Hügel hatte er einen guten Blick auf den Feldweg im grünen Tal und die dichten Haine, die das Gelände der Farm am gegenüberliegenden Abhang bewuchsen. Sie gehörte seinem Schwager, Eugène Terre'Blanche. In den letzten Jahren war Eugènes Hof stark verfallen. Van Zyl saß auf der Veranda und sann darüber nach, wie das mit der Erde so war. Wenn jemand nicht das Herz oder den Kopf für sie hatte, war auch sie ihm nicht geneigt und hörte auf, Früchte hervorzubringen.

Eugène lebte für die große Politik. Seine Welt, das waren endlose Debatten darüber, wie schlecht die Dinge im Land vorangingen und wie schlimm es noch werden würde, wenn die Schwarzen am Ende die Macht übernähmen. Er trommelte seine Anhänger zu Beratungen und Demonstrationen zusammen, zerbrach sich den Kopf, wie eine Regierung der Schwarzen verhindert werden konnte. Und die Erde verkam.

Eugènes Welt, das waren nächtliche Kundgebungen im Fackelschein. Er pflegte zu Pferd einzureiten, festlich herausgeputzt in einer Paradeuniform und inmitten flatternder Fahnen flammende Reden zu halten und mit Krieg zu drohen. Konnten Menschen wie er sich mit der Erde befassen?

Eugène schmeichelte es, dass die Zeitungen ihn einen Burenkommandanten, General, den letzten Verteidiger der weißen Rasse nannten. Obwohl er im heimischen Ventersdorp kein besonderes Amt ausübte, galt er als der wichtigste Bürger der Stadt, als unantastbar und keinen Gesetzen unterlegen außer denen, die er selbst bestimmt hatte. Bei den Schwarzen rief er echte Furcht hervor, aber auch die Weißen wagten nicht, sich ihm zu widersetzen.

"Was für eine Verschwendung", seufzte Dan van Zyl mit einem Blick auf die Familienfarm der Terre'Blanches, die Eugène vom Vater übernommen hatte. Das Unkraut breitete sich mit jedem Jahr weiter im hohen, ungemähten Gras aus, auf dem Terre'Blanche das Vieh weiden ließ, und auf dem Weideland waren hier und da Gruppen junger Bäume und Büsche aufgeschossen.

Abwesend und in Gedanken versunken betrachtete Dan van Zyl die wandernden Schatten im Tal. Er rührte sich nicht einmal, als im Wohnzimmer das Telefon klingelte. Das Klingeln hörte auf, setzte aber nach einer Weile noch lauter und drängender wieder ein.

Er hörte die Stimme seiner Frau. Am Apparat war Terre'Blanches Ehefrau Martha. Sie wohnte nicht auf der Farm, sondern im Städtchen. Auf dem weitab gelegenen Landgut fühlte sie sich nicht sicher. In den letzten Jahren war es auf den rund um die Kleinstadt gelegenen Farmen immer häufiger zu Überfällen und Morden gekommen, und viele Farmer hatten für ihre Familien Häuser in Ventersdorp gekauft. Auf ihre Farmen fuhren sie wie ins Büro und kehrten für die Nacht in die Stadt zurück.

Die Sonne ging langsam unter und Dan wollte schon ins Haus gehen, als sich von Terre'Blanches Hof den Hügel herab ein schwarzes Pferd näherte. Es durchquerte die Wiese am Abhang, wobei es eine Spur in dem hohen gelblichen Gras hinterließ, und galoppierte bis zum Zaun am Feldweg, dann machte es kehrt und jagte im selben Tempo in Richtung Haus zurück.

Van Zyl kannte dieses Pferd gut und wusste sofort, dass etwas Schlimmes geschehen war.

Chris Mahlangu und Patrick stiegen durch das nicht ganz geschlossene Fenster ins Schlafzimmer ein. Drinnen herrschte Halbdunkel. Der Farmer lag auf dem Rücken auf einem ausladenden Bett, die Arme weit ausgebreitet, vollständig angekleidet, nur die Hose war aufgeknöpft. Er schlief.

Eine Weile standen sie da und betrachteten den schlafenden Mann. Schon der erste Schlag, den Mahlangu ihm mit einer Metallstange versetzte, raubte Terre'Blanche das Bewusstsein.

Chris Mahlangu schlug weiter zu, wieder und wieder, legte in jeden Schlag all seine Kraft, seinen Hass, seine Wut und Angst. Die Schläge trafen den liegenden Farmer am Kopf, den Schultern, der Brust. Mahlangu hörte das Krachen berstender Knochen, roch Blut in der Luft.

Als die Kräfte ihn verließen, reichte er die Eisenstange an Patrick weiter, der danebenstand und ihm unverwandt beim Morden zugesehen hatte. Nun jedoch ergriff er wortlos die Stange und ließ sie drei Mal auf Kopf und Brust

des Weißen niedersausen. Jeder der Schläge riss Terre'Blanches Körper hoch, als gäbe er ihm das Leben zurück.

Im Schlafzimmer war es nun fast ganz dunkel und die Luft war klebrig. Schwer atmend betrachteten sie den blutüberstömten Leichnam, der in nichts mehr an den furchteinflößenden weißen Farmer erinnerte. Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, einer der Schläge hatte den Kiefer zertrümmert, Wange und Zunge zerfetzt. Das Blut schien überall zu sein, auf dem Bett, dem Kopfkissen und dem Körper des Opfers, an Wänden und Decke, den Kleidern und Händen der Mörder, auf ihren Gesichtern und in ihren Haaren.

Chris Mahlangu zog ein Messer hinter seinem Gürtel hervor. Gerade beugte er sich über den geschundenen Körper des Toten, als Terre'Blanches Handy und Autoschlüssel aus der Tasche seiner verrutschten Hose auf den Boden fielen. Das metallische Klirren tönte unangenehm laut in der Stille. Mahlangu zuckte zusammen. Er warf noch einen Blick auf den übel zugerichteten Leichnam, verstaute jedoch wortlos das Messer in seiner Hosentasche und bückte sich nach Handy und Schlüsseln. Das Handy läutete, kaum dass er es berührte. Er steckte es tief in seine Tasche und machte Patrick ein Zeichen.

"Gehen wir."

Beim Verlassen des Hauses warfen sie die Küchentür hinter sich zu.

(Kap. 1, S. 14-17)

In den Städten und Vierteln der Weißen durften Schwarze sich nur zu den Arbeitszeiten zeigen, die auf den ihnen ausgestellten Passierscheinen angegeben waren. Sie mussten diese daher immer bei sich tragen und dafür sorgen, dass sie nicht ihre Gültigkeit verloren. Sich ohne Passierschein in den Weißenstädten aufzuhalten war ein Verbrechen. Nicht nur Polizisten konnten jedoch verlangen, den Passierschein zu sehen, sondern auch jeder andere Weiße, selbst Kinder, deren Verdacht oder Unruhe der betreffende Schwarze geweckt hatte.

Genau so erinnerte sich Tommy Lerefolo an seine erste Begegnung mit der Art von Ordnungssystemen, die sich aus der Einteilung der Menschen nach ihrer Hautfarbe ergeben. An einem schönen Sonntag hatte sein Vater ihn nach dem Gottesdienst in Tshing in die Stadt zum Eisessen mitgenommen. Auf der Straße waren sie von einem weißen Mädchen aufgehalten worden.

"Jim! Zeig deinen Passierschein!", hatte das Mädchen verlangt.

Die Weißen riefen Schwarze immer bei dem Namen, der ihnen gerade in den Sinn kam. Sie nannten sie John, Jim, Bob oder – wie der alte Mr. Wright – George, oder sie riefen sie ganz einfach, ohne Rücksicht auf das Alter, "Boy!".

Tommy verspürte Angst und Scham zugleich, als er sah, wie das Mädchen seinen Vater musterte. Zu Hause war der Vater streng und duldete keinen Ungehorsam. Ein erzürnter Blick oder das Runzeln der Augenbrauen reichten

aus, um Frau und Kinder das Fürchten zu lehren. Beim Ruf eines weißen Mädchens stand er stramm, lächelte schmeichlerisch und führte gehorsam dessen Befehle aus. Der kleine Tommy stellte mit Erstaunen fest, dass er sich für seinen Vater schämte, dafür, dass dieser sich als so schwach erwies.

Später war er noch manches Mal Zeuge, wie Polizisten seinen Großvater oder Vater in der Stadt anhielten und prüften, ob sie einen gültigen Passierschein besaßen. Mit der Zeit gewöhnte er sich nicht nur an diesen Anblick, sondern auch an die nach der Farbe eingeteilte Welt, die er zu begreifen und zu erfahren begann. Er fuhr mit dem Fahrrad in die Stadt der Weißen und sammelte schmutzige Wäsche ein, die seine Mutter dann bei ihnen zu Hause im Hof wusch. Manchmal steckte er Prügel von weißen Jungen ein, jedes Mal überhäuften sie ihn mit Beschimpfungen. Läden, an deren Tür ein Schild mit der Aufschrift "Nur für Weiße" hing, durfte er nicht betreten.

Erst als erwachsener Mann verstand er die Erniedrigung und Ratlosigkeit seines Vaters, wenn dieser mit seinem Passierschein die Grenze zur Welt der Weißen überschritt. Dennoch schwor er sich, dass er sich vor niemandem nur deshalb verbeugen würde, weil er dunkle Haut hatte. Und er begriff, dass sein eigener Vater für ihn zur Verkörperung des Menschen geworden war, der er selbst nie werden wollte.

(Kap. 2, S. 56-57)

Um die Weißen des Städtchens zu repräsentieren, sollte Piet Terre'Blanche der Vizebürgermeister des schwarzen Bürgermeisters Mbambalala sein. Ohne das Erscheinen seines Vorgesetzten abzuwarten, übte Terre'Blanche sein Amt im Rathaus bereits aus, in einem eigenen bequem eingerichteten Amtszimmer mit Telefon und Ledersessel. Eine Sekretärin stand ihm zur Seite, erledigte Aufträge für ihn und führte seinen Dienstkalender. Eine der Wände seines Amtszimmers zierte eine große Flagge der unabhängigen Burenrepublik Transvaal, die von den Farben her an die soeben abgehängten Fahnen des weißen Staates in Südafrika erinnerte.

"Ich habe mich mit diesem Herrn Mbambalala getroffen. Verzeihen Sie, aber seinen Vornamen habe ich mir nicht gemerkt", sagte Piet Terre'Blanche, als ich ihn zum neuen Bürgermeister und die Eile beim Umzug ins Rathaus befragte. "Er hat einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht, ein vernünftiger Mann, denke ich. Ich weiß zwar nicht, was ihn in Tshing hält; er muss seine eigenen Gründe dafür haben. Aber ich bin mir sicher, dass wir gut zusammenarbeiten werden."

Als ich ihn fragte, ob er nicht glaube, dass ein schwarzer Bürgermeister Angst davor habe, die Regierung in einer weißen Stadt zu übernehmen, brach er in Lachen aus.

"Wie kommen Sie denn auf die Idee? Er hat hier doch nichts zu befürchten."

Sein Blick wanderte unwillkürlich zum Fenster,

hinter dem sich die Aussicht auf die Stadt erstreckte. Auch wenn die Rassentrennungsgesetze aufgehoben worden waren, zogen nicht viele Schwarze in die weiße Kleinstadt.

"Neulich habe ich gehört, dass der Lehrer von dort und noch zwei andere Leute sich Häuser in der Stadt gekauft haben sollen", erinnerte er sich. "Aber niemand hat gesehen, dass sie tatsächlich eingezogen sind, also sind das vielleicht nur Gerüchte. Denn wenn sich die Schwarzen keine Häuser in Ventersdorp kaufen, dann deshalb, weil sie sie sich nicht leisten können, und nicht, weil sie Angst haben."

Die Weißen, mit denen ich in der Stadt sprach, sagten alle, wenn jemand sich vor der neuen Ordnung fürchten müsste, dann wären sie es und nicht die Schwarzen.

"Ehrlich gesagt wissen wir nicht viel über unsere schwarzen Nachbarn, wir kennen sie nicht und wissen nicht, wie sie sind. Wir Buren haben nichts dagegen, dass sie von jetzt an besser leben sollen. Aber nicht auf unsere Kosten. Haben Sie gesehen, wie die da in Tshing leben? Ganz anders als wir hier, in der Stadt. Hier achten die Leute auf Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit. Sie befürchten, dass die Stadt unter der Regierung von Schwarzen schnell so aussehen könnte wie deren Ghetto."

Piet Terre'Blanche wusste nur wenig über den Weißenbund, dessen Anführer sein Landsmann und Namensvetter Eugène gewesen war.

"Das ist nur eine zufällige Namensgleichheit", klärte er mich gleich bei der Begrüßung auf. "Wir sind nicht mit Eugène verwandt."

Seinen Worten zufolge hatte die Afrikaner Weerstandsbeweging nach den Wahlen, bei denen die Macht an die Schwarzen übergeben wurde, ihre Tätigkeit eingestellt.

"Weißenbund?", wunderte er sich. "Das ist alles bloß Gerede."

Als er mich zur Tür begleitete, versicherte er mir, er sei überzeugt davon, dass die Stadt auf einem guten Weg sei, dass die Dinge sich einpendeln würden.

"Kommen Sie uns wieder besuchen - vielleicht nicht in einem oder zwei Jahren, aber in vier oder fünf", sagte er. "Dann heißen wir Sie in einer Republik der Buren willkommen."

"Und was wird dann aus Bürgermeister Mbambalala?"

"Der wird sicher immer noch Bürgermeister sein", gab Piet Terre'Blanche zurück. "Bürgermeister der Schwarzen."

Es war der erste Kaffee, den er aus der Hand eines weißen Menschen bekam. Die Sekretärin servierte ihn ihm auf einem Tablett und stellte nacheinander Untertasse und Tasse aus elfenbeinfarbenem Porzellan, eine Zuckerdose, ein Kännchen mit Milch auf seinem Schreibtisch ab.

"Hätten Sie vielleicht Lust auf einen Keks dazu?", fragte sie.

"Nein, vielen Dank." - Tommy Lerefolo rutschte nervös auf seinem Sessel hin und her.

Niemals zuvor hatte ein Weißer ihn bedient, seine

Anordnungen ausgeführt, ihn nach seiner Erlaubnis gefragt. Früher hatte er davon geträumt, aber nun fühlte er sich doch unbehaglich, als die Sekretärin leise an die Tür zu seinem Amtszimmer klopfte und ihn, nachdem er sie hereingebeten hatte, fragte, ob er Kaffee oder Tee wünsche.

Er bat sie um einen Kaffee.

"Weiß oder schwarz?"

Diese Frage überraschte ihn. Gleich darauf schoss ihm durch den Kopf, ob es sich dabei nicht vielleicht um eine Anspielung handelte. In den damaligen Zeiten hätte selbst eine harmlose Frage nach der Farbe des Kaffees einen politischen Hintersinn haben können.

"Weiß, bitte", presste er heraus.

(Kap. 3, S. 163-167)

Übersetzungsanfragen:
Lisa Palmes
palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:
Magda Nowicka
nowicka@znak.com.pl

Gespräch mit Wojciech Jagielski Moderation: Joanna Czudec Freitag, 22. Februar 2013, 19:00 Uhr Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung Sanderstraße 8, 12047 Berlin www.buchbund.de

Tel: (030) 61671220 www.lisapalmes.de

Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von







Mit Unterstützung von





